

«DER KLEINE BUND»



«Befreiung aus der Enge»

Lange lebten sie allein, jetzt sind Judith und Sergio Giovannelli-Blocher, der Fremdarbeiter aus Ligurien und die Pfarrerstochter und Schriftstellerin, seit 30 Jahren ein Paar. Ein Gespräch mit zwei unterschiedlichen Menschen, die gemeinsam unterwegs sind.

«**Kleiner Bund**»: *Es grenzt an ein Wunder, dass Sie beide ein Paar wurden.*

Judith: Es gibt viele eigenartige Dinge im Leben, das mit Sergio und mir kann man eigentlich nicht erklären. (Streichelt seine Hand.) Ein Problem war aber schon die Kindheit von Sergio. Auf der ersten gemeinsamen Wanderung habe ich meinem Mann von meiner Kindheit erzählt. Auf einmal unterbricht er mich ungehalten und sagt: «Hör doch endlich auf mit deinen Erinnerungen an die Kindheit. Ich habe keine Erinnerungen an meine Kindheit.» Da bin ich sehr erschrocken.

Sergio: Die schlechten Erinnerungen an Hunger, Gewalt und Demütigungen waren eben auch die Folge von diesem Überlebenskampf meiner Familie. Man hat nicht mehr den Nebenmenschen gesehen, sondern nur noch den Konkurrenten um Nahrung oder Arbeit. Wem es gut ging, der war ein Feind. So war das.

Haben Sie gar keine angenehmen Erinnerungen an Ihre Kindheit?

Sergio: Die Erinnerungen, auch die wenigen guten, kamen eigentlich erst später während meiner Arbeit am Buch. Im Vordergrund stand zuerst die Abrechnung mit meinem Stiefvater, aber auch mit der Mutter. Es gab auch kleine Glücksmomente, an die mich erinnere, etwa wenn meine Mutter nach Hause kam von der Arbeit, wie ich mich freute und mit ihrem Rockzipfel spielte. Oder ich bewundere das geistige Vermächtnis meiner Mutter sehr. Ich kann sehr viele Lieder singen, die heute in Ligurien kaum noch jemand kennt.

Judith: Ich habe in Italien gemerkt, wenn jemand nicht imstande ist, in der Familie zur Existenz beizutragen, dann wird er fallen gelassen. Mit seiner Behinderung konnte Sergio als Kind zum Beispiel das Kesselchen mit Oliven nicht füllen. Und dann hiess es: «Dieser Bub isst nicht am Tisch – wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.» Das geht ganz tief, deshalb hat dies vielleicht noch die Testamentsentscheidung beeinflusst, wo Sergio von der Mutter übergeben wurde.

Während des Krieges schickte Ihre alleinstehende Mutter Sie eine Zeitlang ins Waisenhaus. Von diesem Aufenthalt blieb eine lebenslange Behinderung am rechten Arm zurück, Folge der Vernachlässigung nach einem Sturz. Empfinden Sie Ihrer Mutter gegenüber Bitterkeit?

Sergio: Man muss sich auch die Situation vorstellen, in der meine Mutter war. 1939 war mein Vater mit 28 Jahren gestorben, damals war ich vier Jahre alt. Er war dem Faschismuszauber erlegen und starb an einer Lungenentzündung, weil er als Festungsinspektor dauernd unterwegs war. Wie hätte ich also gehandelt, der Mann früh gestorben, zwei kleine Kinder, meine Mutter musste arbeiten, es herrschte grosse Armut. Im Grunde, da bin ich mir sicher, wollte sie mein Wohl, als sie mich zu den Nonnen ins Waisenhaus gab. Wenn sie eine andere Möglichkeit gehabt hätte, die Kinder etwa privat bei jemand in Obhut zu geben, wäre vielleicht alles anders geworden.

Herr Giovannelli, in Ihrem Buch steht der auf Ihre Frau gemünzte Satz: «Du bist nicht nur mein liebster Mensch, sondern auch mein stärkster Feind.» Das ist starker Tobak.

Sergio: Ja, gut, das ist schon stark, aber es trifft doch zu.

Judith: Ich finde, das ist realistisch. Mir gefällt an meinem Mann, dass er eben auch unangenehme Wahrheiten ausspricht und nicht so zögerlich ist wie vielleicht ein bürgerlich erzogener Mann. Man ist ja in einer Beziehung andauernd aufeinander angewiesen, daraus ergeben sich ambivalente Gefühle, man fühlt sich manchmal bedroht, abhängig oder eingeeengt. Der Partner ist manchmal ein Störenfried.

Sergio: Ich kenne meine Frau nicht vollständig, und ich will das auch nicht. Dass sich ein Ehepaar auch fremd bleibt in gewissen Dingen, ist gut so. Bei mir bestand immer ein freies Feld, auf das ich mich zurückziehen konnte, auch wenn die familiäre Situation dramatisch war, um von dort aus wieder zu starten, vielleicht auch allein. Das



Der 1935 in La Spezia geborene Sergio Giovannelli-Blocher lebt mit seiner Frau Judith in Biel. / Adrian Moser

hat sich mir unbewusst eingeprägt.

Judith: Mein Mann sagt mir hundertmal: «Du störst mich.» Wenn ich aber weggehe, sagt er: «Warum gehst du weg? Du fehlst mir.» (Lacht.) Sergio hat auch dieses unglaubliche Bedürfnis nach Autonomie. Und ich habe erst bei ihm erkannt, dass ich nicht weiss, was Hass ist. Hass darf eigentlich in einem christlichen Milieu nicht sein, ich sage das mit allen Vorbehalten. Und ich frage mich oft: Fehlt mir da etwas, wohin rennen dann diese Gefühle? Diese Fragen stehen jeweils in der Luft zwischen uns.

Sergio: Und ich verstehe manchmal nicht, wie Judith immer Geduld haben und von vorne anfangen kann. Hass ist vielleicht ein grosses Wort, aber Wut ist für mich wichtig. Es ist ein Antrieb, etwas zu tun und sich nicht abzufinden mit einer Situation, die man als ungerecht empfindet.

Judith: Das ist manchmal auch schwierig für mich, diese kompromisslose Haltung Sergios auch Freunden gegenüber, die vielleicht einmal etwas Blödes sagen, und dann sagt er: «Mit denen will ich nichts mehr zu tun haben.» Und dann verhält er sich auch so. Aber manchmal kommst du auch wieder auf die Leute zu. Vielleicht ist es auch ehrlicher, wie Sergio es macht. Im Prinzip finde ich es gut, aber es schockiert mich bis heute immer wieder.

Sergio: Im Rahmen der Familie muss man schon Kompromisse machen. Es kommt dazu, dass wir heute beide gesundheitliche Probleme haben und deshalb mehr aufeinander angewiesen sind.

Judith: Natürlich haben wir uns in der gemeinsamen Zeit auch verändert, aber unsere Fundamente sind dieselben geblieben. Und ich finde, es sollte in unserer Gesellschaft öfter vorkommen, dass zwei so verschiedene Menschen wie wir ein Paar werden. Man bekommt dadurch nämlich einen ganz neuen Horizont für sich selber und für die Betrachtung der anderen.

Herr Giovannelli-Blocher, Ihr Drang nach autodidaktischer Bildung und politischem Engagement war sehr ausgeprägt.

Sergio: Ich kam ja 1963 in die Schweiz. In den Sechziger- und Siebzigerjahren war es wichtig, dass wir in den Ausländervereinigungen zusammen mit den Schweizer Kollegen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen anstreben konnten. Gemeinsam waren wir stärker. Mein politisches Bewusstsein war zwar in Italien geformt worden, aber in der Schweiz fühlte ich mich gestützt von der Colonia Libera Italiana oder den Gewerkschaften. Durch Bildung wächst das Selbstbewusstsein, nicht mehr Opfer sein zu müssen, sondern als Handelnder mit anderen das eigene Schicksal und das der Arbeitskollegen positiv beeinflussen zu können.

Judith: Viele von Sergios Arbeitskollegen sparten für ein Auto oder für ein Haus. Sergio aber wollte sich bilden, um die menschlichen Verhältnisse zu verbessern. Das hat er ja schon in Italien versucht, als er sich für eine schlagkräftigere Behindertenorganisation einsetzte. Wenn er mich auf den Traum vom Eigenheim hätte einschwören wollen, wäre es mit uns nicht gegangen.

Herr Giovannelli-Blocher, es gab einen Menschen, der Sie in Ihrer Jugend ernst nahm und zum eigenständigen Denken anregte. Dem früh verstorbenen dissidenten Kommunisten und Dichter Gino Tommasi und seiner «Volksuniversität» haben Sie im Buch ein Denkmal gesetzt.

Sergio: Ja, er war da, als ich mich politisch entwickeln wollte. Es war auch in der Zeit, als es sehr schwierig war für mich: Ich hatte keine Perspektiven in der Arbeit, von der Umgebung wurde ich nicht getragen. Man ist im Grunde verloren; da können schon dunkle Gedanken überhandnehmen. Dass ich in dieser Zeit mein Leben nicht beendete oder meinen gewalttätigen Stiefvater ermordete, das verdanke ich der Freundschaft mit Gino Tommasi.

Was haben Sie von ihm gelernt?

Sergio: Wir haben zusammen die Zeitschrift «Il Contemporaneo» gelesen, herausgegeben auch von einem KPI-Dissidenten. Zusammen studierten wir die Artikel und diskutierten die Argumente. Er nahm mich ernst, zeigte mir auch, dass man gegenüber Parteien und ihren Programmen kritisch sein musste. Das Ideal des Marxismus war von kleinlichen Menschen aufs Schlimmste missbraucht worden. Von da engagierte ich mich immer in verschiedenen Gruppen für meine Ziele, in Gewerkschaften, bei Menschenrechtsorganisationen oder in der Friedensbewegung.

Der Zugang zu Bildung war auch bei Ihnen, Frau Giovannelli-Blocher, im Pfarrhaus beschränkt: Die Brüder durften aufs Gymnasium, die Mädchen konnten höchstens soziale Berufe lernen. Sie haben dann Ihren Bildungshunger später auf dem zweiten Bildungsweg nach der Schule für Sozialarbeit gestillt.

Judith: Ja, so gesehen verbindet mich mit meinem Mann eben schon einiges. Wir haben beide Befreiungsversuche aus der Enge unternommen. Ich hatte zu Hause sicher mehr Hintergrund, Sergio dagegen war fast auf sich allein gestellt. Aber in einer gewissen Weise haben wir beide dasselbe angestrebt. Wir waren natürlich schon ziemlich weit gekommen in dieser Emanzipation, als wir uns mit Mitte vierzig kennen lernten.

Bei Ihnen gab es auch eine wichtige Figur in der geistigen Entwicklung: den marxistischen Philosophen Konrad Farner.

Judith: Ja, sein Einfluss war ganz stark, er hat in mir wie kein anderer Standpunkte verrückt. Er suchte als geläuterter Stalinist den Kommunismus im Urchristentum. Farner hat mich von der Leidensideologie meiner Kindheit befreit und mir den Weg zu einer lebensbejahenden Sinnlichkeit gewiesen, und zwar mit christlichen Begründungen. Er war überzeugt, dass eigentlich alles im Evangelium steckt. Durch ihn lernte ich die andere Seite des Christentums kennen, die Geschichte von Häretikern etwa. Und ganz wichtig war für mich auch seine Überzeugung, dass letztlich nur die Randständigen, Entrechteten, ja Verwirrten in der Lage sind, die Wahrheit auszusprechen. Für mich war es natürlich merkwürdig, dass ein Kommunist, vor dem mich mein Vater noch gewarnt hatte, mir dermassen die Augen öffnete.

Inwiefern hat Ihr Mann Sie politisiert?

Judith: An Demonstrationen bin ich vorher nicht gegangen, das hat sich mit meinem Mann geändert. Das Bild auf dem Umschlag von Sergios Buch zeigt uns ja bei einer Demo für die Mitenand-Initiative in Bern 1980. Diese Erfahrung war schön: Wir besitzen jetzt die Strasse! (Lacht.) Oder in Genf, als sich Gorbatschow und Reagan trafen Ende der Achtzigerjahre. Da haben wir fröhlich geschrien in den Boulevards: «Reagan, Gorbatschow, le monde n'est pas à vous!» (Lacht.) Das war eine Riesenbegeisterung und auch ein sinnliches Erlebnis.

Wie war das für Sie, als Ihre Frau den lange hinausgeschobenen Traum der Schriftstellerei konkret anging?

Sergio: Sagen wir es so: Im Laufe der Jahre bemerkt man in einer Partnerschaft, wer als Sprachrohr für die Propagierung von Menschenrechten mehr Gewicht hat. In unserem Fall war das Judith. Ich habe ja in meiner Zeit als Vollzeithausmann in den Achtzigerjahren vieles gelernt und konnte so meine Frau entlasten.

Judith: Nein, das hast du nicht gemacht, damit ich schreiben kann. Sondern ich habe eines Tages beschlossen, mit dem Schreiben anzufangen. Da hattest du ja nichts dagegen. Hingegen habe ich sehr davon profitiert, dass du so viel im Haushalt gemacht hast.

Wenn die Frau gegen aussen erfolgreicher ist, kann das ein Problem für viele Männer werden. Haben Sie damit auch Schwierigkeiten, Herr Giovannelli-Blocher?

Sergio: Ich habe uns nie als Konkurrenten gesehen. Auch jetzt nicht, nachdem auch ich ein Buch geschrieben habe.

Judith: Ich glaube schon, dass du manchmal das Gefühl hast, ich dominiere in der Aussenwahrnehmung zu stark. Du bist schon etwas ein Macho. (Lacht.)

Sergio: Ich bin also ein Macho. Gut. In der Regel ist der Mann das Haupt der Familie. Das ist eine patriarchalische Prägung. Bei meiner Frau sind alle Brüder Akademiker, die Schwestern waren in sozialen Berufen tätig. In unserer Partnerschaft ist das anders.

Judith: Seit meiner Jugend hat sich diese patriarchalische Prägung mit einer starren Zuteilung der Geschlechterrollen glücklicherweise stark gelockert. Es war zum Beispiel typisch für meine Sozialisation, dass ich mich der Mutter gegenüber schuldig fühlte und nach der obligatorischen Schulzeit bis zum Eintritt in die Schule für Sozialarbeit zu Hause im Haushalt half und die kleinen Geschwister versorgte. Darunter habe ich wahnsinnig gelitten. Bis ich etwa 50 war, habe ich nicht gemerkt, dass ich ein geistiges Wesen bin. Ich habe immer geglaubt, ich sei hauptsächlich ein soziales Wesen. Das sei meine Stärke. Ich bin aber eher eine Beobachterin, heute würde ich wohl eine Dokumentarfilmerin werden, da kann man mit der Wahl der Themen durchaus auch etwas bewirken.

Was haben Sie von Ihrer Frau gelernt?

Sergio: Spontan würde ich sagen, wir haben Werte ausgetauscht. Aber das ist etwas abstrakt. Die Frage wurde mir auch bei einer Lesung gestellt. Meine Antwort war vielleicht etwas seltsam, aber ich wiederhole sie gleichwohl: Zusätzlich zu meinen Kampfliedern wie der Internationalen habe ich dank meiner Frau Bach-Kantaten am Klavier gelernt. Das ist ein Vorteil einer Partnerschaft wie der unsrigen, man kann beide Seiten der Barrikade kennen lernen und beobachten. (Lacht.) Und noch etwas ist ganz wichtig: Ohne meine Frau wäre auch mein Buch nicht entstanden.

Judith: Ich habe im Zusammenleben mit Sergio vor allem gelernt, Rollen wie die der Ko-Rektorin der Schule für Sozialarbeit in Bern viel bescheidener zu sehen und auch das eigene Wissen zu relativieren. Es gibt so viele Gebiete, wo ich sofort Sergio um Rat frage. Aber bei ihm ist das nicht nur trockenes Buchstabenwissen. Er hat ein Sensorium für die wichtigen Dinge des Lebens, das mir abgeht. Oder man kann es ganz einfach sagen: Ich habe die Liebe gelernt.